

Querverlag

Markus Dullin

Der Fremde in mir

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2006

Lektorat: Regina Nössler

Erste Auflage September 2006

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von image bank.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-132-4

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

*Ich werde von Ereignissen berichten, die ganz neue
Regungen in mir geweckt haben und mich von dem,
der ich war, zu dem gemacht haben, der ich bin.*

Frankenstein

Kapitel 1

Am dritten Tag, irgendwo vor der Passage am Kajuleq-Gletscher, endlich der erste Eisberg.

Lautlos, auf der stillen, blau-grünen See treibend, gleitet er heimlich an mir vorbei. Enttäuschend ungefährlich gibt er sich. Kein Vergleich zu jenem Eisberg der Titanic, der die Tragödie Tausender Menschen auszulösen vermochte, der Schlagzeilen machte und Kinogeschichte schrieb. Der hier, noch in sicherem Abstand vor einem möglichen Zusammenstoß, ragt keine vier Meter aus dem Wasser. Er glänzt in dreckigem Weiß, die Oberfläche ist rau und kantig und nur am hinteren Ende glatt und steil abfallend, wo er – der Klimakatastrophe sei Dank – vom Mutterberg abgefallen sein mag.

Ich sehe mich vorsichtig um. Ich bin allein. Beinahe unbemerkt schleicht sich der Eisberg in Richtung Süden. Ich schiebe die Sonnenbrille auf die Nasenspitze, schiele darüber hinweg und folge ihm argwöhnisch mit Blicken. Vier Fünftel seiner Masse sind unter der Wasseroberfläche verborgen. Was ich erkenne, ist nur die viel beschworene Spitze. Das Unsichtbare also ist nicht zu unterschätzen. Das weiß ich – und der Berg auch. Selbst dieser Winzling wäre fähig, den Rumpf unseres Luxusdampfers seitlich aufzuschneiden wie eine Konservenbüchse, um sich dadurch einen Namen zu machen. Ausladende, eisige Tentakeln, die, weit über das Sichtbare hinaus, sich ins Metall schlitzten könnten, die, wenn ich nicht aufgepasst hätte, uns vernichten würden. Ich traue niemandem. Nicht einmal einem Eisberg.

Diesmal jedoch ist sein Hinterhalt aufgefliegen. Er hat meine Blicke bemerkt und zieht sich zurück. Konkurrenz dulde ich nicht.

Als das Schiff fast an dem Eisberg vorbeigezogen ist, bin ich versucht aufzustehen, mich zu vergewissern, dass er tatsächlich kapituliert hat, aber ich bleibe sitzen. Diese Liegestühle sind alles andere als bequem. Es hat genügend Mühe gekostet, mich hineingleiten zu lassen. Sein Ächzen hat mir zu verstehen gegeben, wie schwer es ihm fällt, nicht in sich zusammenzubrechen. Aufstehen würde zehnmal anstrengender sein. Also bleibe ich sitzen. Ich habe Zeit.

Der Wind wird stärker, und ich wickle die drei karierten, ein wenig modrig riechenden Wolldecken fester um meinen Körper. Mein Arsch friert dennoch. Der dünne Stoff des Liegestuhls hält kaum etwas ab und berührt fast den Boden, bis zum Reißen gespannt. Mit beiden Händen zupfe ich mein Toupet zurecht, schiebe die riesige Sonnenbrille zurück auf die Nasenwurzel und sehe auf die Uhr. Noch eine Stunde bis zum Abendessen. So lange werde ich hier ausharren, denn Viktor, das weiß ich, ist ein Mann der Gewohnheit.

Aus der Richtung, in die der Eisberg verschwunden ist, kommt die alte Frau aus der Kabine neben mir das Deck entlang. Sie muss um die achtzig sein. Ihre ledrige Haut ist von Falten zerfurcht, die dünnen, gezupften Augenbrauen sind dunkel nachgezeichnet, wie auch die schmalen, spröden Lippen, und wie ich trägt auch sie eine Perücke. Vom Zeitalter der Schönheitsoperationen übergangen, gibt sie sich selbstbewusst, lässt sie sich die Ungerechtigkeit ihrer frühen Geburt nicht anmerken. Das imponiert mir. Sie stützt sich mit einer Hand an der Reling ab, prüft sorgfältig jeden ihrer kleinen Schritte, obwohl die See ruhig ist, das Schiff keinen Millimeter schwankt. Ihre andere Hand hält krampfhaft den Pelzmantel am Kragen zusammen. Bei mir angekommen, nickt sie mir zu, dann sieht sie über das Meer. Der Eisberg ist längst nicht mehr in Sicht. In ihrem Alter gibt es so viel, das sie nicht mehr wahrnimmt, das man ihr verschweigt.

Irgendwann hat sie sich am öden Ausblick satt gesehen. Neben mir lässt sie sich in einen der freien Liegestühle gleiten, grazil und ohne erkennbare Mühe. Das neide ich ihr. Aus den hinter meinen dunklen Gläsern verborgenen Augen starre ich sie heimlich an. Sie ist allein aufs Schiff gekommen, wie ich in Reykjavik, beladen mit vier riesigen Koffern, die zwei Gepäckträger über die Gangway gezerrt haben. Sie vorneweg. Eine jener gut situierten Witwen zweifelsohne, die ihre leere Zeit mit leeren Kreuzfahrten weiter aushöhlen, die sich auf einsamer See ihrer Einsamkeit doppelt hingeben.

Jetzt zieht sie ein Taschenbuch aus dem Pelz, einen dieser drittklassigen Liebesromane, in denen geschmachtet und gebangt wird und sich am Ende doch alles in Wohlgefallen auflöst. Ein Plot ohne wirkliche Überraschungen. In ihrem Alter wird sie davon bereits genug haben. Auf dem Titelbild erkenne ich eine spärlich bekleidete Brünette, an einen wogenumspülten Felsen geklammert und die Hand nach dem halb nackten muskulösen Helden mit wehenden Haaren ausgestreckt. Ich senke beschämt meinen Blick.

Die Frau ist einen Augenblick lang irritiert. Sie klappt das Buch zu, starrt auf das Bild, dann auf mich und wieder auf den Umschlag. Und wieder auf mich. Sie tastet sogar nach ihrer Brille, die an einer schwarzen Kette um ihren echsenhaften Hals hängt, und setzt sie auf, um sich dessen, was sie zu sehen glaubt, zu vergewissern. Mir entgleitet ein gequältes Lächeln. Es stimmt – ich habe solche Aufnahmen gemacht, war oft genug einer jener unerschütterlichen Jünglinge gewesen, die in immer gleicher Pose die gepeinigten Jungfrau retteten. Das ist lange her, und ich lasse mich nicht gern daran erinnern.

„Verzeihung“, sagt die Alte, „ich wollte Sie nicht anstarren.“

Sie tut es noch immer. Ihre Stimme ist tief, ein dunkler, weicher Mezzosopran, mit dem Hang zu plötzlichen Oktavsprüngen.

„Die Ähnlichkeit ist frappierend, nicht?“, erwidere ich und weiß, wie lächerlich das klingt. Da ihre Vermutung jedoch auf einer – wenn auch längst verblassten – Realität beruht, entkommt mir die Antwort umso sarkastischer. Auch Nicole, damalige Schönheitskönigin Sachsens, ist ihre Vergangenheit als Covergirl abhanden gekommen, hat, soviel ich weiß, fünf Kinder und bereits den dritten Ehemann.

Meine Sitznachbarin ist sichtlich pikiert, und nun ist es an ihr, gequält zu lächeln. Selbst unter den vielen Decken lassen sich meine Ausmaße erahnen, versucht sich mein Bauch zwischen den Verstrebungen des Stuhles ins Freie zu quetschen. Äußerlich habe ich keine Ähnlichkeit mehr mit mir. Was sie zu ihrer Annahme verleitet haben könnte, scheint sie gar nicht genau zu wissen. Vielleicht ist es die Art, meinen linken Mundwinkel leicht nach oben zu ziehen, wenn ich rede, oder es ist die gerade, griechische Nase – das Einzige an mir, das den Zeiten standgehalten hat.

„Die sind gemalt, meinen Sie nicht? So schön ist doch niemand wirklich.“

Die Bilder sind retuschiert, keine Frage, aber dennoch Fotografien. Ich erinnere mich gut an eben jene Aufnahme. Nicole und ich über diesen Pappfelsen gelehnt, verschiedene Posen ausprobierend, der Ärger mit dem Fotografen, die Hitze in diesem engen Studio mit den vielen Scheinwerfern. Das Wasser wurde später einmontiert. Der stürmische Himmel auch. Mein Schweiß, meine Muskeln, dieser knackige Arsch hingegen sind echt. Es gibt diese Schönheit wirklich. Zumindest hat es sie gegeben.

Der Alten zuliebe stimme ich zu. Denn auch für mich ist es schwer zu fassen.

Natürlich taucht gerade jetzt ein junges Paar hinter der Kapitänsbrücke auf, schlendert Arm in Arm vorbei, uns zum Hohn. Beide sind sie keine dreißig, er in dunklem Anzug mit Kaschmirmantel darüber, sie ebenfalls in einen teuren Mantel gewickelt, unter dem ihr Abendkleid hervorlugt. Beide hochgewachsen, sie den Kopf an die breite Schulter ihres Begleiters gelehnt, und beide verdammt gut aussehend. Frisch verheiratet, so schreit es aus ihnen heraus, und der funkelnde Diamant am Finger der Frau unterstreicht diesen Eindruck. Sie haben sich von uns abgewandt, stehen zusammengeschweißt an der Reling. Flitterwochen auf hoher See, auf dem Weg ins ewige Eis, das den Moment einfrieren soll, konservieren. Ihr Blick über das Wasser ist kurz. Lieber sehen sie einander ins tiefe, noch ungetrübte Blau ihrer Augen, lächeln und schlendern davon.

„Da haben Sie wirkliche Schönheit“, sage ich zu der Alten, die wie ich ihnen nachgestarrt hat.

Energisch klappt sie ihr Buch zu, die schmalen Lippen zu einem roten Strich zusammengepresst.

„Keine Kunst“, kommt es aus ihr heraus, ihr Tonfall hart. „Haben Sie die Nase gesehen? Und ihr Mantel hat sich ein wenig zu sehr gewölbt für eine normale Brust, oder irre ich mich? Das ist doch nicht natürlich.“

Ihre eigene Nase hat einen kleinen Höcker, fällt mir auf, und unter ihrem Pelz gibt es keine Erhebungen mehr. Auch sie ist einmal schön gewesen, das kann man noch immer sehen, wenn man auf ihren aufrechten Gang achtet, auf die Art, wie sie ihren Kopf hebt, und auf die leichte Überheblichkeit in ihrem Blick. Wartet nur ab, scheint er der Welt und den Schönen darin zu sagen, aber heutzutage können die Jungen länger warten, haben sie Zeit und einen guten Chirurgen. Grund genug, verbittert zu sein. Ihre herrische, aristokratische Haltung ist lediglich ein Schutz. Ein Schild vor der eigenen fragilen Selbstachtung.

„Er wird ordentlich dafür gezahlt haben“, fährt sie fort. „Zu meiner Zeit hatten wir das nicht nötig. Da zählten andere Dinge. Sie wissen, was ich meine.“

Ich weiß es nicht. Dass sie mich mit einbezieht, verletzt mich. Ich bin mit Ende dreißig mindestens vierzig, wenn nicht gar fünfzig Jahre jünger als sie, wie also soll ich wissen, wovon sie spricht? Doch natürlich meint sie nicht das Alter, sie vergleicht unsere Erscheinung, unser jeweiliges jämmerliches Äußeres, das nicht mehr mithalten kann.

Ich sehe erneut auf die Uhr. Es wird Zeit zu gehen. Allerdings wage ich kaum aufzustehen, solange die Alte neben mir sitzt. Sie soll mich nicht sehen bei dem, was ihr noch so leicht gelingt.

Aber Viktor wird nicht warten, sollte ich mich verspäten.

„So, ich muss gehen“, sagt sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen, und tatsächlich erhebt sie sich flink aus ihrem Liegestuhl. Immerhin hat sie die Größe, meiner Blamage vorzubeugen. „Wir sehen uns dann beim Dinner.“

Wieder nickt sie mir zu, greift nach der Reling und geht. Ich sehe ihr nach. Der Wind versucht erfolglos, ihre weißen, gesprayten Haare zu zerzausen. Kerzengerade stolziert sie davon, ihre freie Hand an der Perücke. Das Taschenbuch hat sie liegen lassen. Ich greife danach, wedle kurz damit in der Luft ihr nach, bevor ich es in meinen ausladenden Schoß lege und seufzend auf das Cover starre.

Schließlich, nachdem ich mich vergewissert habe, dass ich tatsächlich allein bin, versuche ich mich aus dem Stuhl zu befreien, der mich so unbarmherzig umklammert hält.

Meine Kabine hat Seeblick. Allerdings keines dieser runden Bullaugen, was ich bedaure. Es nimmt dem Ganzen die Authentizität, zumal alles hier eher einem ganz gewöhnlichen Hotelzimmer gleicht als meiner Vorstellung davon, wie man auf einem Schiff zu hausen hat. Zumindest ist nicht viel Platz.

Das Bett, der Nachttisch, ein Schrank, daneben Tisch und zwei Stühle, an den Wänden Bilder mit jeder Menge Wasser. Mal stürmisch, mal ruhig, aber immer kitschig und viel zu bunt. Dagegen kann das Original vor dem eckigen Fenster mit geblühtem Vorhang nicht mithalten.

Ich stehe unschlüssig herum, obwohl ich mich beeilen müsste. Die Krawatte hängt lose um den Kragen meines offenen Hemdes, das ich, ausladend wie ein Zelt, um meinen Körper spanne, es langsam zuknöpfte. Finger wie meine sind nicht dafür gemacht, Knöpfe durch kleine Schlitzlöcher zu manövrieren. Der oberste schnürt mir den Hals zu. Ich ziehe das Jackett an und gehe ins Bad, seitlich, damit ich durch die schmale Tür passe. Der Spiegel wartet auf meinen Blick. Wer ist der Schönste im ganzen Land? Ich will schon lange keine Antwort mehr.

Geübt schmiere ich Abdeckfarbe über die Aknenarben in meinem Gesicht und fahre mit der Zunge über die Zähne hinter meinem breiten Mund. Wie ein alter Lattenzaun stehen sie angeordnet, zwischen jedem eine Lücke. Dann teile ich mit dem Kamm sorgfältig die Naturhaare meines Toupets zu einem perfekten Scheitel. Das Aschblond steht mir nicht sonderlich, es ist eine Nuance zu dunkel und dreckig. Kein Vergleich mit meinem echten Haar, aber so ein Blond sei selten, hat der Verkäufer gesagt, darauf könne ich lange warten. Ein Jammer, hat er noch gemurmelt, was immer er damit auch meinte. Zum wiederholten Male überprüfe ich, ob alles sitzt, die Haare, die Krawatte, ob der Hosenstall geschlossen ist und das Jackett meine schlaffen Brüste verdeckt. Besser, das weiß ich, wird es nicht werden. Ich sollte los.

Viktor wird bereits im Speisesaal sein. Normalerweise kommen wir gleichzeitig, oder ich sitze nervös und warte, bis seine schlanke, hagere Gestalt durch die Glastüren schreitet. Niemand ahnt, wer er ist, was er macht. Seine

Haltung jedoch verrät, dass es nichts Gewöhnliches ist, dass er Großes vollbringt. Man sieht ihm nach. Etwas Mysteriöses umgibt ihn, worum ich ihn beneide. Sein Gang ist zügig und zielgerichtet, immer ein wenig zu schnell. Er ist nicht schön, ist es nie gewesen. Was andere in ihm sehen, was auch ich gesehen habe, sitzt tiefer. Das macht ihn gefährlich und unverwundbar. Im Gegensatz zu mir hat er noch immer sein volles, jetzt grau meliertes Haar, das er mit Gel nach hinten gekämmt trägt. Seine Wangen sind eingefallen, die Tränensäcke aufgequollen. Das Kinn ist zu spitz, und die Lippen sind viel zu dünn. In seinen Augen aber liegt eine Kraft, die all diese Makel auszuschalten vermag, funkelt ein Glanz, der die Härte dahinter verbirgt. Er weiß, dass man sich nach ihm umdreht. Seine Pupillen wandern dann hin und her, ohne dass er den Kopf bewegt. Er mustert jeden, schätzt jeden der Passagiere einzeln ab.

Heute bin ich leider zu spät, verpasse seinen Auftritt, in dessen Schatten ich nicht auffalle. Am liebsten würde ich in der Kabine bleiben, mir das Essen bringen lassen. Doch ich reiße mich zusammen, unterdrücke einen Seufzer und mache mich auf den Weg.

Ein Schiff ist ein tückisches Ding. Alles auf den unteren Kabinendecks ist schmal, verwinkelt, und hinter jeder Ecke lauern lange Gänge mit unzähligen Türen in gedämpftem Licht. Treppen führen hinauf und hinunter in die immer gleiche Anordnung identischer Stockwerke, deren Böden mit roten Sisalteppichen bedeckt sind, und überall eine leise dahinplätschernde Musik aus unsichtbaren Lautsprechern, die apathisch macht. Endlos scheinende Wege, aus denen es mitten auf dem Atlantik kein Entrinnen geben kann, auch wenn heuchelnde Schilder zum nächsten Notausgang das Gegenteil suggerieren und in regelmäßigen Abständen an den Wänden hängen. Dort auch die Griffe und hölzernen Stangen wie in einer Ballettschule, an die wir uns klammern

sollen, wenn die See rau und ein jeder von uns zum unfreiwilligen Tänzer wird. Zu den Maschinenräumen führt keine erkennbare Spur. Magisch treibt der Dampfer auf den Weltmeeren, gelenkt von unsichtbarer Hand und einem Kapitän auf der Brücke ohne eines dieser schmucken Steuerräder. Orientierung misst sich an den Buchstaben, die die Decks bezeichnen. Status an der Kleidung. Auch wenn es keine Klasseneinteilung mehr gibt, ist die Hierarchie streng gesetzt. Selbst in diesem Mikrokosmos formt sich alles wie gehabt. Und im Kleinen ist die Welt noch schwerer zu ertragen. Besonders für mich. Bei jedem Passagier, der mir entgegenkommt, drücke ich mich gegen die Wand, damit er es an mir vorbei schafft, bei jeder dieser Treppen wird mir schwindlig. Zwei Stockwerke muss ich mühevoll erklimmen, bevor ich schräg hinter mir, vom Treppengeländer halb verdeckt, tatsächlich einen Fahrstuhl bemerke, aus dem eine Gruppe gut gelaunter Pensionäre tritt und in übertriebener Heiterkeit an mir vorbei zum Speisesaal eilt.

Seit drei Tagen bin ich an Bord, und drei Tage lang habe ich es geschafft, Dinge zu übersehen, die sich, zumindest in meiner Vorstellung, gar nicht auf einem Schiff befinden sollten.

Verärgert und keuchend bleibe ich stehen. Bereits dieser kurze Weg hat mich ins Schwitzen gebracht. Mit meinem Taschentuch wische ich mir die Stirn und den Nacken trocken, atme tief durch. Hinter der gläsernen Schwenktür erkenne ich geschäftiges Treiben. Der Moment vor dem Eintreten fällt schwer, besonders jetzt, da ich weiß, dass Viktor längst dort sitzt und wie alle anderen aufblicken wird, wenn meine ausladende Gestalt den Saal betritt. Schuld daran ist natürlich die alte Frau, die uns mit ihrem Gerede in eine Vertrautheit und Verbundenheit zusammenschweißen wollte, welche ich nicht wahrhaben will, und deren Anwesenheit mich am Gehen gehindert hat. Das werde ich nicht vergessen. Wenn

ich etwas gelernt habe im Leben, dann das: sich an alles erinnern und nichts verzeihen.

Mit gespielter Entschlossenheit stoße ich die Tür auf, mache einen Schritt nach vorn in den großen Saal. Tatsächlich sieht niemand auf, auch wenn ich glaube, dass die Stimmen und die Musik der Kapelle am hinteren Ende verstummen. Die zurückschwenkende Tür schubst mich weiter vor, und die Geräuschkulisse kehrt augenblicklich zurück. Die runden Vierer- und Sechsertische sind, ebenso wie die Passagiere, festlich geschmückt. Überall sitzen und stolzieren Herren in dunklen, eintönigen Anzügen und Frauen in bunten, eleganten Abendkleidern. Dazwischen Angestellte in Weiß. Das Durchschnittsalter liegt weit über der Lebenserwartung unserer Vorfahren.

Nicht in vielen Berufen werden weiße Uniformen getragen, und im ersten Augenblick sieht es so aus, als ob die Anwesenden hier ihren Tropf statt des Weines nachgefüllt bekommen. Nur die Garderobe verrät den Unterschied.

Ich stehe noch immer wie angewurzelt, wage mich nicht weiter vor. Wieder läuft Schweiß meinen Nacken entlang, hinein in den Kragen. Unruhig schweift mein Blick durch den von Kronleuchtern erhellten Saal, und ich versuche Viktor auszumachen. Die Hungrigen eilen mit leeren oder bereits überfüllten Tellern zwischen dem Buffet und den Tischen hin und her, versperren mir die Sicht.

„Kann ich Ihnen helfen, Sir?“

Ich schrecke auf, da ich den jungen Mann in Weiß nicht habe kommen sehen. Entgeistert starre ich ihn an. Bisher ist er mir nie aufgefallen. Eine Schweißperle kullert meine griechische Nase entlang. Da keine Antwort kommt, hebt er leicht amüsiert die Brauen. Auch wenn er sich höflich gibt, kann ich die Arroganz hinter seinen hübschen grünen Augen sehen. Kurz senke ich meinen Blick auf das Namensschild an seiner weißen, reinen Jacke. Thomas nennt er sich. Tho-

mas der Junge, der Überhebliche. Wir alle haben unsere Namen, die irgendwann nicht mehr zu uns passen wollen, weil sie nicht mehr dem entsprechen, was andere mit ihnen verbinden. Davon jedoch sage ich ihm nichts.

Mein Schweigen wird Thomas, dem Schönen, unangenehm. Er räuspert sich leise. Endlich bin ich bereit etwas zu sagen, da kommt er mir zuvor.

„Ich glaube, Sir, dort drüben winkt Ihnen jemand zu.“

Verwundert blicke ich mich um. Ich erkenne niemanden.

„Wenn Sie erlauben, Sir, führe ich Sie zu Ihrer Mutter.“

Thomas berührt mich leicht am Arm, und wieder zucke ich zusammen. Berührungen sind spärlich geworden, ich erwarte sie schon lange nicht mehr. Schon gar keine freiwilligen. Erschrocken aber bin ich vor allem wegen seiner Worte und der mit überschwänglicher Handbewegung winkenden Alten aus der Nachbarkabine, die ich jetzt an einem der Vierertische ausmachen kann. Eigentlich sollte ich protestieren. Doch seine Hand an meinem Ellenbogen beruhigt mich sofort, und ich lasse mich bereitwillig führen. Thomas bahnt mir einen Weg durch die Menge, immer seitlich von mir und immer einen halben Schritt voraus. Die Passagiere weichen auseinander, wie das Meer vor Moses, und ich trotte gefügig hinterher. Thomas ist geübt im Manipulieren, im Spiel mit seinen Mitmenschen. Ich beginne ihn zu mögen.

Am Tisch angekommen, lächelt meine vermeintliche Mutter mir zu. Thomas zieht den freien Stuhl neben ihr weit zurück, damit ich mich darauffallen lassen kann.

„Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, Sir“, sagt er, und mit einer leichten Verneigung entfernt er sich.

Ich blicke ihm nach. Oh, er weiß genau, was er da gesagt hat, was seine Worte bedeuten sollen, bedeuten könnten. Verwirrung und Hoffnung im anderen zu erzeugen, ist ein nicht geringer Spaß.

„Ein netter Bursche“, sagt die Alte zu mir, so dass ich mich genötigt fühle, meinen Blick von seinem breiten Rücken zu nehmen. „So zuvorkommend und wohlerzogen. Ich hoffe, es ist in Ordnung, dass ich den Platz für Sie freigehalten habe. Sie wissen ja selbst, wie überfüllt es um diese Zeit immer ist. Zu dieser Jahreszeit sollte man gar nicht verreisen. Alle scheinen sie unterwegs zu sein. Und ich bin entsetzt darüber, wer sich das alles leisten kann heutzutage.“

Ich höre nicht wirklich zu. Unruhig drehe und wende ich mich nach allen Richtungen, soweit meine eingezwängte Position es zulässt, und suche angestrengt nach Viktor. Der Saal ist tatsächlich brechend voll.

„Sie haben es auch bemerkt, nicht wahr?“ fährt meine Leihmutter unbeirrt fort. „Ja, ja, starren Sie sie nur an, geschieht denen ganz recht. Das nennt sich nun Abendgarderobe! Früher wurde so etwas an der Tür abgewiesen, glauben Sie mir.“

Schuldbewusst blicke ich an meinem eigenen Anzug herab, der nicht einmal maßgeschneidert ist. Eigentlich müsste ich längst durch ihr enges Raster gefallen sein. Meine unförmige Gestalt hat mich wohl davor bewahrt. Mein Umfang und ihr Alter stehen über den Dingen.

Was sie selbst trägt, ist sicherlich ein kleines Vermögen wert, obwohl es – wie sie – längst überholt ist. Zu dem schwarzen Kleid mit gerafftem und tief hängendem Ausschnitt hat sie passende schwarze, lange Handschuhe an, über die sie ihre funkelnden Ringe gesteckt hat. Um den Hals Perlen. In den Ohren ebenfalls. Ihre schwammigen Wangen glühen in grellem Rouge. Auch sonst hat sie mit Kosmetik nicht gegeizt. Mag sein, dass sie auf der Titanic damit Eindruck geschunden hätte, hier und heute allerdings habe ich erneut das Bedürfnis, Thomas' Missverständnis unserer Verwandtschaft schleunigst aus der Welt zu schaffen.

„Ich denke, ich kann noch einen kleinen Happen vertragen. Bleiben Sie nur sitzen. Ich bringe Ihnen was Schönes mit.“

Entsetzt über so viel Fürsorge bin ich versucht aufzuspringen, doch wie vorhin an Deck ist sie schneller. Ich hätte erst den Stuhl nach hinten schieben müssen, so aber bleibt mein Bauch, zwischen Lehne und Tisch geklemmt, stecken. Mit einem Ruck, der die Gläser auf der blütenweißen Tischdecke ins Schwanken bringt, sacke ich zurück. Peinlich berührt grinse ich in Richtung unserer Tischgenossen. Das ältere Ehepaar wirft sich einen pikierten Blick zu, dann bekomme ich ein stummes Nicken des Mannes als Antwort, während seine Gattin sich dem Essen widmet. Zwischen beiden, nur einen Tisch weiter, entdecke ich Viktor.

Ich sehe ihn im Profil, und das auch nur, wenn die Gattin mir gegenüber ihren Kopf senkt. Mich hat er nicht bemerkt. Er starrt wie ich geradeaus. Oder sieht auf die Uhr. Im Profil ist er noch hässlicher. Das kann selbst der teure Maßanzug nicht wettmachen. Der Höcker seiner Nase kommt in dieser Ansicht erst richtig zur Geltung. Er wölbt sich aufdringlich vor, um plötzlich abzufallen, dem langen Kinn entgegen. Den Mund spitzt Viktor zu, zieht ihn dann zu einem langen Strich auseinander. Und spitzt ihn wieder zu. Diese nervöse Geste kenne ich nur allzu gut. Er ist unruhig. Man lässt ihn warten, und das erträgt Viktor nicht.

„So, da wären wir.“

Die Alte ist zurück. In ihren Händen zwei Teller. Den einen mit etwas Lachs und Krabbensalat übersichtlich arrangiert, den anderen überfüllt mit Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und Fisch.

„Ich bin sicher, Sie haben einen gesunden Appetit. Die frische Seeluft macht hungrig, finden Sie nicht?“

Das Ehepaar sieht interessiert auf und kann sich ein Lächeln nicht verkneifen. Mir ist es unangenehm, vor allem,

weil ich tatsächlich Hunger habe und mir die Portion gerade recht ist. Wir erheben unser Glas, das ein Steward unbenutzt gefüllt hat, prosten uns zu und machen einander ganz offiziell bekannt. Jetzt kenne ich wenigstens ihren Namen: Elizabeth Bayer. Eine Mischung aus Sissi und Chemie. Nicht unpassend, wie ich finde.

Während ich gierig esse, redet Elizabeth unbeirrt weiter. Das bisschen Fisch und die zählbaren Krabben, die sie mit viel Liebe und einzeln auf die Gabel schiebt, geben ihr reichlich Gelegenheit dazu. Mein Part beschränkt sich aufs Nicken, auf ein zustimmendes Grunzen mit vollem Mund. Zwischen den Bissen behalte ich Viktor im Blick. Er trinkt Rotwein. Dabei wölbt er die Oberlippe nach oben, stülpt sie dann vor, als müsste er den Wein von hinten erfassen, um den Schluck, statt ihn einfach in den Mund gleiten zu lassen, vom Rest abzutrennen und hineinzuschieben. Eine sonderbare Art zu trinken, die mich schon immer fasziniert hat. Sein Essen aber rührt er nicht an.

Am Rande meiner Wahrnehmung erfahre ich Ausschnitte eines endenden Lebens. Elizabeth weiß, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleibt. Wenn sie Glück hat, noch zehn Jahre, vielleicht fünfzehn. Ihre Mutter hat es auf fünfundneunzig gebracht, aber so will sie nicht enden: Alzheimer. Dieses Wort hat damals niemand gekannt. Mutter sei einfach nur vergesslich gewesen und später halt nicht mehr bei Verstand. Heutzutage, sagt sie, gibt es für alles irgendein fremdartiges Wort, was die Sache um so bedrohlicher macht. Alles wird aufgeplustert zu etwas Besonderem, selbst die Krankheiten. So schafft man sie neu, und was dabei herauskommt, ist eine Hysterie und Angst, die überall neue Ungeheuer sieht. Sie traue überhaupt keinem Arzt mehr. In deren Labors erfinden sie ihren Unsinn doch erst. Verrückt zu werden, schön und gut, aber Alzheimer zu haben ... nein, das geht ihr entschieden zu weit. Wenigstens habe *sie* noch alle beisammen.

Ich nicke höflich und sauge mit einem Stück Brot die restliche Soße auf. Viktor schüttelt sein Handgelenk, als wäre seine Uhr stehen geblieben. Gleich wird er aufspringen, die Serviette auf den Tisch werfen und davonstolzieren.

„Grönland ist faszinierend“, sagt Elizabeth. Der Zusammenhang mit ihrem letzten Thema ist mir entgangen. „Sie werden sehen. Überall diese Kälte, dieses Eis. Alles ist so friedlich und ruhig. Mein Mann – Gott hab ihn selig – hat immer gesagt, hier möchte er sterben. Einfach eingefroren werden. Sie wissen schon, wie diese Mummats damals.“

„Mammuts“, nuschle ich zwischen meinem letzten Bissen.

„Das sagte ich doch.“

Wir sehen uns kurz an. Ich halte im Kauen inne. Ihr Tonfall hat plötzlich anders geklungen, ist in den Sopran gerutscht, und die Lippen sind dünner geworden. Theatralisch zieht sie ihre Serviette vom Schoß, tupft sich pointiert damit über den Mund, ohne den Blick von mir zu nehmen. Kurz wallt Sturheit in mir auf. Meine Finger verkrampfen sich um das Silberbesteck, dann zwingt mich zu schlucken.

„Wie wär’s mit etwas Nachtisch?“

Wieder ist sie im Nu davon, und wieder grinst das Ehepaar sich an. Ich habe keine Ahnung, wie das für sie aussehen mag: Der fette Sohn, der seine aufgetakelte alte Mutter mit „Sie“ anredet. Oder das Tête-à-tête zweier Verzweifelter. Immerhin scheinen sie genug von diesem Anblick zu haben, egal zu welchem Ergebnis sie gekommen sind. Mit einer kurzen Verabschiedung stehen sie auf, verlassen den Speisesaal. Er vorneweg.

Jetzt ist mein Blick auf Viktor ungestört. Und als hätte er das gespürt, wendet er seinen Kopf. Für einen Moment sehen wir uns direkt an. Ich gerate ins Schwitzen, erstarre regelrecht unter diesen kalten Augen, die doch wieder nur an mir vorbeigleiten. Ich atme tief durch. Neben ihm ist ein

Junge aufgetaucht, weshalb er seinen Blick gänzlich von mir nimmt. Ich sage Junge, weil er nicht viel älter sein kann als zwanzig, vielleicht dreiundzwanzig, nicht mehr. Er trägt ein weißes Hemd ohne Jackett, die oberen Knöpfe offen. Seine starke Brust ist unbehaart, mit einer silbernen Kette um den Hals. Der breite Oberkörper verläuft v-förmig bis hinunter zu seinen schmalen Hüften. Sein Gesicht, seine Statur erinnern mich an das Cover dieses Schundromans, der jetzt auf meinem Bett liegt.

Viktor steht auf, deutet auf die Uhr. Ich kann sogar seine Stimme hören, ohne Worte zu verstehen. Diese harte, un-nachgiebige Stimme, die keinen Widerspruch duldet.

Abgelenkt von einem Berg Schokoladenpudding und Wackelpeter, beides mit Vanillesoße übergossen, muss ich mich erneut um meine Begleitung kümmern. Unnötig zu erwähnen, dass sich auf ihrem Teller lediglich ein Hauch von Pudding befindet.

„Es steht mir nicht zu, Sie zurechtzuweisen“, sagt sie und schiebt ihr Kleid unter dem Hintern zurecht, bevor sie sich setzt. „Eine dumme Angewohnheit von mir, verzeihen Sie das also eben.“

Ihr Lächeln ist echt. Keine Spur von Ironie oder Herausforderung. Die Götterspeise auf meinem Löffel beginnt standesgemäß zu zittern, so sehr reiße ich mich zusammen. Ich lasse mich nicht für dumm verkaufen. Nicht mehr. Dennoch weiß ich, was Anstand ist, zumindest einer Achtzigjährigen gegenüber, und so schiebe ich, um zu schweigen, die Süßspeise in den Mund.

Der Junge ist beleidigt, das sieht man ihm an. Er sitzt mir zugewandt, sein markantes Kinn in die offene Hand gestützt. In dieser Haltung wölbt sich der rechte Bizeps gewaltig und spannt den Ärmel seines Hemdes. Viktor ist zum Buffet unterwegs, kommt, mit nur einem Teller, zurück. Er lässt sich von der schlechten Laune seines Begleiters nicht irritieren.

Das kenne ich, und ich weiß auch, wie der andere sich fühlt. Thomas, der Verführer, kommt von hinten an den Jungen heran, stellt mit einer ausladenden eleganten Bewegung das Essen vor ihm ab. Sonderwünsche werden in der Küche zubereitet. Bevor er sich zurückzieht, schaut Thomas auf. Unsere Blicke treffen sich. Aber er zeigt keinerlei Reaktion.

„Wie ich schon sagte, er liebte Grönland. Wir waren gemeinsam schon einmal hier, das war – warten Sie – ja, vor ungefähr fünfzehn Jahren. Da ging es natürlich noch anders zu an Bord ...“ Elizabeth macht eine abfällige Bewegung mit ihrem dünnen Arm, dass die Reifen an ihrem Handgelenk klimpern. „Da gab es noch wirkliche Eleganz. Wie auch immer, weshalb wollen Sie das Eis sehen?“

„Ich?“ Gezwungenermaßen wende ich den Blick von Viktor und seinem Kraftpaket.

„Abgesehen davon, meine ich, dass Ihnen die Karibik wohl zu heiß ist. Ich selbst habe mich auch nie besonders für den Süden interessiert. Diese viele nackte Haut, diese Hitze ... nein, das kann ich nicht gutheißen.“

„Nun, ich denke“, sage ich und schiele wieder zu Viktor, „mir geht es wie Ihrem Mann. Im Eis zu sterben ...“

Mit der flachen Hand fährt sich Elizabeth ans Dekolletée. „Großer Gott! Das meinen Sie doch nicht im Ernst. In Ihrem Alter!“

Viktor spricht noch immer nicht mit dem Jungen, der in seinem Sondermenü herumstochert, als müsste er Maden herausfischen. Sie schweigen sich an. Viktor sieht sich um. Auch diesmal erkennt er mich nicht. Wie sollte er auch? Er hat keine Ahnung, dass ich an Bord bin. Und so soll es bleiben.

„Nein, nein. Natürlich nicht“, sage ich beiläufig, den Blick starr auf den Nachbartisch geheftet. „Ich rede nicht von mir.“